

Joël Dicker

Das Verschwinden der Stephanie Mailer

Roman

PIPER

Exklusive
Leseprobe





JOËL DICKER wurde 1985 in Genf geboren. »Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert«, ausgezeichnet mit dem Grand Prix du Roman der Académie Française sowie dem Prix Goncourt des Lycéens, war ein überragender internationaler Erfolg. Nach »Die Geschichte der Baltimores« folgt nun »Das Verschwinden der Stephanie Mailer«, das sofort bei Erscheinen auf Platz 1 der französischen Bestsellerliste sprang.

Zu den Ereignissen des 30. Juli 1994

Nur wer sich mit den Hamptons im Staat New York sehr gut auskennt, dürfte gehört haben, was am 30. Juli 1994 in Orphea geschehen ist, einem kleinen, piekfeinen Badeort am Atlantik.

An jenem Abend wurde das allererste Theaterfestival von Orphea eröffnet, und diese Veranstaltung hatte aus dem ganzen Land ein großes Publikum angezogen. Schon seit dem Spätnachmittag strömten Touristen und Einheimische zur Hauptstraße, um an den zahlreichen von der Stadt organisierten Festivitäten teilzunehmen. Es hatten so viele Anwohner ihre Viertel verlassen, dass diese wie ausgestorben wirkten: keine Spaziergänger mehr auf den Gehsteigen, keine Paare auf den Veranden, keine Kinder mit Rollschuhen auf der Straße, niemand in den Gärten. Alle Welt tummelte sich im Zentrum.

Gegen 20 Uhr war im menschenleeren Penfield-Viertel das einzige Lebenszeichen ein Auto, das langsam durch die verlassen Straßen fuhr. Mit einem Anflug von Panik im Blick suchte der Mann am Steuer die Gehsteige ab. Er hatte sich noch nie so allein auf der Welt gefühlt. Nirgendwo irgendwer, der ihm helfen konnte. Er wusste nicht ein noch aus: Seine Frau war vom Joggen nicht zurückgekehrt.

Samuel und Meghan Padalin gehörten zu den wenigen Einwohnern von Orphea, die beschlossen hatten, an die-

sem ersten Festivalabend zu Hause zu bleiben. Sie hatten keine Karten mehr für die Eröffnungsveranstaltung bekommen und daher keine Lust verspürt, das Volksfest an der Hauptstraße und der Marina zu besuchen.

Also war Meghan abends, wie jeden Tag, gegen 18 Uhr 30 laufen gegangen. Mit Ausnahme der Sonntage, an denen sie ihrem Körper ein wenig Ruhe gönnte, drehte sie täglich die gleiche Runde. Sie lief bei sich zu Hause los und die Penfield Street hinauf bis zum Penfield Crescent, wo die Straße im Halbkreis um einen kleinen Park herum führte. Dort hielt sie an, um auf dem Rasen ein paar Übungen zu machen – immer die gleichen –, und kehrte dann auf demselben Weg nach Hause zurück. Alles zusammen dauerte genau eine Dreiviertelstunde. Manchmal auch fünfzig Minuten, wenn sie mehr Zeit für ihre Gymnastik aufgewandt hatte. Aber länger nie.

Um 19 Uhr 30 hatte Samuel Padalin es seltsam gefunden, dass seine Frau noch nicht zurück war.

Um 19 Uhr 45 hatte er begonnen, sich Sorgen zu machen.

Um 20 Uhr tigerte er unruhig durch die Wohnung.

Um 20 Uhr 10 nahm er schließlich, als er es nicht mehr aushielt, seinen Wagen, um das Viertel abzufahren. Er hielt es für das Naheliegendste, an Meghans üblicher Joggingstrecke zu suchen. Was er dann auch tat.

Er fuhr in die Penfield Street und hinauf bis zum Penfield Crescent, wo der Weg sich gabelte. Es war 20 Uhr 20. Keine Menschenseele weit und breit. Er blieb einen

Moment stehen und blickte forschend in den Park, konnte aber niemanden entdecken. Auf dem Rückweg bemerkte er etwas auf dem Gehsteig. Zunächst hielt er es für einen Kleiderhaufen. Dann begriff er, dass es ein Körper war. Mit klopfendem Herzen stürzte er aus dem Auto. Es war seine Frau.

Er fing an zu schreien und um Hilfe zu rufen und wusste einfach nicht recht, ob er bei seiner Frau bleiben oder losrennen und an Türen trommeln sollte, damit jemand den Notarzt rief. Doch ihm wurde schwarz vor Augen und seine Beine trugen ihn nicht mehr. Schließlich hörte ihn der Bewohner einer Parallelstraße, der den Notarzt alarmierte.

Wenige Minuten später riegelte die Polizei das Viertel ab.

Einer der ersten Polizeibeamten vor Ort bemerkte, als er das Absperrband anbrachte, dass die Tür zum Haus des Bürgermeisters, vor dem Meghans Leiche lag, ein wenig offen stand. Neugierig sah er sich die Sache genauer an. Und stellte fest, dass die Tür aufgebrochen worden war. Er zog seine Waffe, erklimmte mit einem Satz die Stufen der Außentreppe und machte sich durch Rufen bemerkbar, doch er erhielt keine Antwort. Mit der Fußspitze stieß er die Tür ganz auf und sah eine Frauenleiche im Flur liegen. Rasch forderte er Verstärkung an, bevor er sich langsam weiter ins Haus vorwagte, die Waffe schussbereit. In einem kleinen Wohnzimmer zu seiner Rechten entdeckte er voller Entsetzen die Leiche eines

Jungen. In der Küche fand er dann den Bürgermeister, in seinem Blut badend, ebenfalls ermordet.

Die ganze Familie war niedergemetzelt worden.

Der Polizei erzählte Samuel Padalin später, er habe zunächst gedacht, sie sei wegen der Hitze zusammengebrochen. Er habe einen Herzanfall befürchtet. Aber als er auf Meghan zugelaufen sei, habe er das Blut und das Loch in ihrem Hinterkopf gesehen.

JESSE ROSENBERG

Montag, 23. Juni 2014

*33 Tage vor der Premiere des
21. Theaterfestivals von Orpheus*

Auf dem kleinen Empfang, der anlässlich meines Ausscheidens aus dem Polizeidienst des Staates New York veranstaltet wurde, sah ich Stephanie Mailer, die sich unauffällig unter die Gäste gemischt hatte, zum ersten und letzten Mal.

Ich stand auf dem Podium, neben mir mein Vorgesetzter, Major McKenna, der während meiner gesamten Polizeilaufbahn mein Chef gewesen war und sich jetzt in seiner Dankesrede schier überschlug.

»Captain Jesse Rosenberg ist noch ein junger Polizist, aber er hat es offensichtlich sehr eilig zu gehen«, sagte der

Major, was das Publikum mit Gelächter quittierte. »Ich hätte nie gedacht, dass er vor mir den Hut nehmen würde. Es geht im Leben wirklich nicht gerecht zu: Alle würden sich freuen, wenn ich ginge, ich bin aber immer noch da, und Jesse hätten alle gerne behalten, aber Jesse geht.«

Ich war fünfundvierzig Jahre alt und hatte meinen Abschied aus freien Stücken genommen. Nach dreiundzwanzig Dienstjahren hatte ich beschlossen, den mir mittlerweile zustehenden Ruhestand anzutreten, denn ich wollte endlich etwas verwirklichen, das mir schon lange am Herzen lag. Bis zum 30. Juni hatte ich noch eine Woche zu arbeiten. Danach würde ich ein neues Kapitel in meinem Leben aufschlagen.

»Ich erinnere mich noch an Jesses ersten großen Fall«, fuhr der Major fort. »Einen grausamen Vierfachmord, den er brillant gelöst hat, dabei hatte ihm das keiner in der Brigade zugetraut. Er war ja damals noch ein totales Greenhorn. Und von da an war es jedem klar, was für ein Kaliber dieser Jesse hat. Jeder, der mit ihm gearbeitet hat, weiß es: Er ist ein außergewöhnlich guter Ermittler. Ich kann wohl mit Fug und Recht behaupten: Er ist der Beste von uns allen. Wir haben ihn den *Hundertprozentigen* getauft, weil er die Fälle, an denen er dran war, *alle* gelöst hat. Das macht ihn einzigartig. Seine Kollegen bewundern ihn und jahrelang war er ein gefragter Sachverständiger und Ausbilder der Polizeiakademie. Eins kann ich dir sagen, Jesse: Schon seit zwanzig Jahren sind wir alle neidisch auf deinen Erfolg!«

Wieder lachte das Publikum.

»Wir haben nicht ganz verstanden, was das eigentlich für eine neue Sache ist, die da auf dich wartet, aber wir wünschen dir dabei alles Gute. Glaub mir, du wirst uns fehlen! Du wirst der Polizei fehlen, vor allem aber unseren Frauen, denn zu unseren Polizeifesten sind sie hauptsächlich deinetwegen gekommen ...«

Nach diesen Worten brandete der Applaus auf. Der Major umarmte mich freundschaftlich. Dann stieg ich von der Bühne, um alle zu begrüßen, die mir zuliebe gekommen waren, ehe sie sich aufs Buffet stürzen würden.

Als ich einen Augenblick alleine dastand, wurde ich von einer sehr hübschen Frau um die dreißig angesprochen, die ich, soweit ich mich entsann, noch nie gesehen hatte.

»Dann sind Sie also der berühmte Hundertprozentige?«, fragte sie in schmeichelndem Ton.

»Scheint so«, antwortete ich lächelnd. »Kennen wir uns?«

»Nein. Ich heiße Stephanie Mailer. Ich bin Journalistin beim *Orphea Chronicle*.«

Wir gaben uns die Hand. Dann sagte Stephanie: »Stört es Sie, wenn ich Sie den Neunundneunzigprozentigen nenne?«

Ich runzelte die Brauen. »Wollen Sie damit andeuten, dass es da einen Fall gibt, den ich nicht gelöst habe?«

Sie zog bloß einen Zeitungsausschnitt aus dem *Orphea Chronicle* vom 1. August 1994 aus ihrer Tasche und reichte ihn mir.

VIERFACHMORD IN ORPHEA: BÜRGERMEISTER UND FAMILIE GETÖTET

Samstagabend wurden Joseph Gordon, der Bürgermeister von Orphea, seine Frau und ihr zehnjähriger Sohn im eigenen Haus erschossen. Das vierte Opfer hieß Meghan Padalin, 32 Jahre alt. Die junge Frau hatte zur Tatzeit ihre Joggingrunde gedreht und wurde vermutlich unfreiwillig zur Zeugin des Mordes. Sie wurde auf offener Straße vor dem Haus des Bürgermeisters erschossen.

Den Artikel zierte ein am Tatort aufgenommenes Foto von mir und meinem damaligen Partner, Derek Scott.

»Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte ich sie.

»Diesen Fall haben Sie nicht gelöst, Captain.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»1994 haben Sie sich im Täter geirrt. Ich dachte mir, das wüssten Sie bestimmt noch gerne, bevor Sie den Dienst quittieren.«

Ich hielt das Ganze zunächst für einen blöden Scherz der Kollegen, bis ich begriff, dass Stephanie es ernst meinte.

»Führen Sie hier eigene Ermittlungen durch?«

»Gewissermaßen, Captain.«

»*Gewissermaßen?* Das müssen Sie mir schon etwas genauer erklären, wenn ich Ihnen glauben soll.«

»Es ist die Wahrheit, Captain. Ich werde gleich im Anschluss an diesen Empfang jemanden treffen, der mir wahrscheinlich einen unwiderlegbaren Beweis liefert.«

»Und wer soll dieser Jemand sein?«

»Na hören Sie mal«, erwiderte sie amüsiert, »ich bin doch keine blutige Anfängerin. So einen Knüller will man sich als Journalistin ja nicht durch die Lappen gehen lassen. Ich verspreche Ihnen, Sie an meinen Ergebnissen teilhaben zu lassen, wenn es so weit ist. Bis dahin möchte ich Sie um einen Gefallen bitten: Gewähren Sie mir Einsicht in die Akten der State Police.«

»Sie nennen es einen Gefallen, ich nenne es Erpressung!«, erwiderte ich. »Zeigen Sie mir erst einmal Ihre Beweise, Stephanie. Das sind schwerwiegende Behauptungen.«

»Dessen bin ich mir bewusst, Captain Rosenberg. Und genau aus diesem Grund wäre es mir gar nicht lieb, wenn die State Police mir zuvorkommen würde.«

»Ich möchte Sie daran erinnern, dass Sie verpflichtet sind, die Polizei zu unterrichten, wenn Ihnen ermittlungsrelevante Informationen in die Hände fallen. So steht es im Gesetz. Ich könnte auch eine Haussuchung Ihrer Zeitung anordnen lassen.«

Stephanie schien von meiner Reaktion enttäuscht.

»Na denn, Sie Neunundneunzigprozentiger«, sagte sie. »Ich dachte, die Sache würde Sie interessieren, aber Sie sind in Gedanken wahrscheinlich schon im Ruhestand und bei diesem neuen Vorhaben, von dem der Major gesprochen hat. Was haben Sie vor? Wollen Sie einen alten Kahn wieder seetauglich machen?«

»Das geht Sie gar nichts an«, erwiderte ich schroff.

Sie zuckte die Schultern und schickte sich schon zum Gehen an. Ich war mir sicher, dass sie bluffte, und tatsächlich blieb sie nach wenigen Schritten stehen und drehte sich noch einmal um: »Die Lösung lag genau vor Ihren Augen, Captain Rosenberg. Sie haben sie einfach nicht gesehen.«

Ich war jetzt doch neugierig, und zugleich ärgerte ich mich. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich Sie richtig verstanden habe, Stephanie.«

Da hielt sie mir ihre Hand vors Gesicht. »Was sehen Sie, Captain?«

»Ihre Hand.«

»Ich habe Ihnen aber meine Finger gezeigt«, korrigierte sie mich. »Ich sehe aber Ihre Hand«, erwiderte ich, denn ich verstand nicht, worauf sie hinauswollte.

»Genau das ist das Problem«, sagte sie zu mir. »Sie haben gesehen, was Sie sehen wollten, nicht, was da war. Genau das war auch vor zwanzig Jahren Ihr Fehler.« Das waren ihre letzten Worte. Sie ging und ließ mich mit ihrem Rätsel, ihrer Visitenkarte und der Kopie des Artikels stehen.

Ich entdeckte Derek Scott am Buffet, meinen alten Partner, der mittlerweile in der Verwaltung dahinvegetierte, eilte zu ihm und zeigte ihm den Zeitungsausschnitt.

»Du hast dich gar nicht verändert, Jesse«, sagte er, amüsiert über das alte Foto. »Was wollte diese Frau denn von dir?«

»Sie ist Journalistin und behauptet, wir hätten uns 1994 geirrt. Angeblich haben wir damals bei der Ermittlung etwas übersehen und uns den Falschen geschnappt.«

»Aber das ist doch Unsinn! Was hat sie genau gesagt?«

»Wir hätten die Lösung direkt vor Augen gehabt und sie nicht gesehen.«

Für einen Moment wirkte auch Derek verunsichert, sagte dann aber: »Keine Sekunde nehme ich ihr das ab. Das ist doch nur wieder so eine zweitklassige Journalistin, die mit einem billigen Trick auf sich aufmerksam machen will.«

»Vielleicht«, erwiderte ich nachdenklich. »Vielleicht aber auch nicht.«

Als ich den Blick über den Parkplatz schweifen ließ, sah ich Stephanie ins Auto steigen. Sie winkte herüber und rief: »Bis demnächst, Captain Rosenberg.«

Aber es sollte kein »demnächst« geben.

Denn das war der Tag, an dem sie verschwand.

DEREK SCOTT

Ich erinnere mich noch genau daran, wie alles anfing. Es war am Samstag, dem 30. Juli 1994.

An jenem Abend hatten Jesse und ich Dienst. Wir gingen zum Essen ins Blue Lagoon, ein damals beliebtes Restaurant, in dem Darla und Natascha abends und an den Wochenenden als Bedienung arbeiteten.

Natascha und Jesse waren schon seit Jahren ein Paar. Darla war Single. Und ich muss zugeben, dass ich seit unserer ersten Begegnung nur noch an sie dachte. Ich lag Jesse ständig in den Ohren, wir sollten doch ins Blue Lagoon gehen und einen Kaffee bei den beiden trinken.

Am Abend jenes berühmten 30. Juli aßen Jesse und ich also an der Theke zu Abend und plauderten ein bisschen mit Natascha und Darla, als wir plötzlich angepiepst wurden, und zwar beide gleichzeitig. Wir sahen einander erstaunt an.

»Wenn der Piepser gleich bei euch beiden losgeht, muss ja was Schlimmes passiert sein«, bemerkte Natascha.

Sie deutete auf die Telefonkabine des Restaurants und den Apparat auf dem Tresen. Jesse ging in die Kabine, ich nahm den am Tresen.

»An alle Einheiten, ein Vierfachmord«, erklärte ich Natascha und Darla, nachdem ich aufgelegt hatte, und stürzte zur Tür.

Jesse zog noch seine Jacke an.

»Jetzt beeil dich doch«, schimpfte ich. »Die Einheit, die zuerst am Tatort ist, bekommt die Ermittlungen.«

Wir waren jung und ehrgeizig. Das war unsere Chance auf einen ersten großen Fall. Ich hatte mehr Erfahrung als Jesse und mir bereits den Dienstgrad eines Sergeants erarbeitet. Meine Vorgesetzten schätzten mich. Jeder sagte mir eine steile Polizeikarriere voraus.

Wir rannten zum Auto und sprangen hinein, ich hinter Steuer, Jesse auf den Beifahrersitz.

Mit quietschenden Reifen fuhr ich los, und Jesse schnappte sich das Signallicht vom Boden. Er schaltete es ein, setzte es durchs offene Fenster aufs Dach unseres Zivilfahrzeugs und erhellte die Nacht mit blauen und roten Lichtblitzen.

So fing alles an.

JESSE ROSENBERG

Montag, 23. Juni 2014

33 Tage vor der Premiere

Meine letzte Woche bei der Polizei hatte ich mir so vorgestellt: Ich würde durch die Gänge schlendern und mich bei einem Kaffee von meinen Kollegen verabschieden. Doch seit drei Tagen hatte ich mich in meinem Büro verschanzt und von morgens bis abends die Ermittlungsakte des Vierfachmordes von 1994 studiert, die ich aus dem

Archiv gefischt hatte. Der Auftritt dieser Stephanie Mailer hatte mich aus der Bahn geworfen. Ich konnte nur noch an den Artikel und diesen einen Satz von ihr denken: »Die Lösung lag direkt vor Ihren Augen, Sie haben sie einfach nicht gesehen.«

Aber anscheinend hatten wir alles gesehen. Je tiefer ich mich in die Akte wühlte, desto überzeugter war ich, dass ich hier eine der stichhaltigsten Ermittlungen meiner Karriere durchgeführt hatte. Es passte alles zusammen, die Beweise gegen den mutmaßlichen Mörder waren erdrückend. Wie sollten wir uns da also im Täter geirrt haben?

An jenem Nachmittag nun schlug Derek bei mir im Büro auf. »Was machst du da, Jesse? In der Cafeteria warten alle auf dich. Die Kolleginnen aus dem Sekretariat haben dir einen Kuchen gebacken.«

»Ich komme, Derek, tut mir leid, ich bin mit meinen Gedanken gerade ganz woanders.«

Er betrachtete die Papiere, die über meinen gesamten Schreibtisch

verstreut waren, schnappte sich eins und rief: »Ach nee! Jetzt sag bloß nicht, du nimmst den Schwachsinn dieser Journalistin ernst.«

»Ich wollte nur sichergehen, dass .. .«

Er fiel mir ins Wort: »Jesse, die Beweisführung war niet- und nagelfest! Das weißt du so gut wie ich. Na los jetzt, wir warten alle auf dich.«

»Gib mir eine Minute, Derek. Ich komme gleich.«

Er seufzte und ging wieder. Ich nahm Stephanies Visitenkarte, die vor mir lag, und wählte ihre Nummer. Ihr Telefon war ausgeschaltet. Ich hatte bereits am Vorabend vergeblich versucht, sie zu erreichen. Schließlich sagte ich mir, dass Derek recht hatte, dass es keinen Grund gab, die Ergebnisse der Ermittlung von 1994 anzuzweifeln, und ging beruhigt zu meinen Kollegen in die Cafeteria.

Aber als ich eine Stunde später wieder in mein Büro kam, erwartete mich ein Fax der State Police von Riverdale in den Hamptons, in dem das Verschwinden einer jungen Frau gemeldet wurde: Stephanie Mailer, 32 Jahre, Journalistin. Seit Montag hatte man nichts mehr von ihr gehört.

Ich reagierte sofort, riss das Blatt aus der Maschine und stürzte zum Telefon, um die Kollegen in Riverdale anzurufen. Am anderen Ende erklärte mir ein Beamter, Miss Mailers Eltern hätten sich am frühen Nachmittag besorgt an die Polizei gewendet, weil ihre Tochter sich seit Montag nicht mehr gemeldet hatte.

»Warum haben die Eltern direkt die State Police kontaktiert und nicht erst die örtliche Polizei?«, fragte ich.

»Das haben sie ja, aber die Beamten vor Ort haben die Sache offenbar nicht ernst genommen. Daher dachte ich mir, ich gebe das mal besser gleich an die Beamten weiter, die sich mit den Kapitaldelikten befassen.«

»Das haben Sie gut gemacht. Ich kümmere mich drum.«

Stephanies Mutter, die ich umgehend anrief, sagte mir, sie mache sich große Sorgen. Sie habe am Montagmorgen zum letzten Mal mit

ihrer Tochter gesprochen. Seither herrsche Funkstille. Ihr Handy sei abgeschaltet. Schließlich seien sie mit einem Beamten des örtlichen Reviers in ihre Wohnung gegangen, aber da sei Stephanie auch nicht gewesen.

Ich suchte Derek in seinem Büro auf. »Stephanie Mailer«, sagte ich zu ihm, »die Journalistin, die am Montag hier war, ist verschwunden.«

»Was erzählst du da, Jesse?«

Ich hielt ihm die Vermisstenmeldung hin. »Sieh selbst. Wir müssen nach Orphea. Wir müssen überprüfen, was da los ist. Das kann doch kein Zufall sein.«

Er seufzte: »Jesse, wolltest du nicht deinen Abschied nehmen?«

»Erst in vier Tagen. Ich bin noch vier Tage Polizist. Als ich Stephanie am Montag sprach, erzählte sie mir, sie wolle jemanden treffen, der ihr die fehlenden Puzzleteile für ihre Nachforschung liefern würde .. .«

»Übergib den Fall einem deiner Kollegen«, riet er mir.

»Kommt nicht infrage! Derek, die junge Frau war sich ganz sicher, dass wir 1994.. .«

Er ließ mich nicht aussprechen: »Der Fall ist abgeschlossen, Jesse! Das ist Vergangenheit! Was hast du nur plötzlich? Warum willst du um jeden Preis wieder darin herumstochern? Willst du das wirklich alles noch einmal durchmachen?«

»Du kommst also nicht mit mir nach Orpheia?«

»Nein, Jesse. Tut mir leid. Du spinnst doch.«

»Wir sind sehr beunruhigt, Captain Rosenberg«, sagten Trudy und Dennis Mailer, Stephanies Eltern, wie aus einem Munde. »Sie meinte, sie sei in einer Redaktions-sitzung und werde mich zurückrufen. Aber das hat sie nie getan.«

»Stephanie ruft sonst immer zurück«, versicherte mir Dennis Mailer.

Ich begriff sofort, warum die Eltern Mailer den Polizei-beamten auf die Nerven gegangen waren. Sie machten aus allem ein Drama, selbst aus der Tatsache, dass ich bei meiner Ankunft ihren Kaffee abgelehnt hatte.

»Vielleicht hätten Sie lieber Tee?«, schlug Mr. Mailer vor.

Nachdem ich schließlich erfolgreich ihre Aufmerksamkeit für das eigentliche Thema gewonnen hatte, konnte ich ihnen ein paar einleitende Fragen stellen. Hatte Stephanie irgendwelche Probleme? Nein, absolut nicht. Nahm sie Drogen? Auch nicht. Hatte sie einen Verlobten? Einen festen Freund? Nicht, dass sie wüssten. Könnte es irgendeinen Grund für ihr Verschwinden geben? Keinen.

Stephanies Eltern versicherten mir, es sei nicht die Art ihre Tochter, ihnen irgendetwas zu verheimlichen. Aber ich merkte schon bald, dass das nicht so ganz stimmte.

»Warum ist Stephanie vor zwei Wochen nach Los Angeles gefahren?«, fragte ich sie.

»Nach Los Angeles?«, wiederholte die Mutter erstaunt.

»Was meinen Sie damit?«

»Vor zwei Wochen war Stephanie für drei Tage in Kalifornien.«

»Davon wussten wir nichts«, sagte der Vater bedauernd.

»Das passt nicht zu ihr, nach Los Angeles zu fahren, ohne uns Bescheid zu geben. Vielleicht hat sie das für die Zeitung gemacht? Sie ist immer sehr verschwiegen, was die Artikel anbelangt, an denen sie arbeitet.«

Ich bezweifelte, dass der *Orphea Chronicle* es sich leisten konnte, seine Journalisten für eine Reportage ans andere Ende der Staaten zu schicken. Obendrein war ihre Anstellung bei diesem Lokalblatt genau der Punkt, der noch etliche Fragen aufwarf.

»Wann und wie ist Stephanie nach Orphea gekommen?«, erkundigte ich mich.

»Davor hat sie in New York gelebt«, erklärte Trudy Mailer. »Sie studierte Literatur an der Notre-Dame-Universität. Schon als sie noch ganz klein war, wollte sie Schriftstellerin werden. Sie hat bereits Kurzgeschichten veröffentlicht, zwei davon im *New Yorker*. Nach dem Studium hat sie bei der *New York Review of Literature* gearbeitet, aber im September wurde ihr gekündigt.«

»Aus welchem Grund?«

»Offenbar wirtschaftliche Schwierigkeiten. Als es dann mit der Anstellung beim *Orphea Chronicle* klappte, beschloss sie, hierher zurückzukommen. Sie schien froh zu

sein, aus Manhattan wegzugehen und wieder in eine ruhigere Gegend zu ziehen.«

Stephanies Vater zögerte kurz, ehe er sagte: »Captain Rosenberg, wir gehören nicht zu denen, die die Polizei wegen jeder Lappalie belästigen, glauben Sie mir. Wir hätten keinen Alarm geschlagen, wenn meine Frau und ich nicht überzeugt wären, dass Stephanie etwas zugestoßen ist. Die Polizei von Orpheia hat uns sehr klar gesagt, dass kein Grund für eine Ermittlung vorliegt. Aber selbst wenn sie nur kurz nach New York gefahren ist, hat Stephanie uns immer eine Nachricht geschickt oder nach ihrer Rückkehr angerufen, um uns zu sagen, dass alles bestens ist. Warum sollte sie eine Nachricht an ihren Chefredakteur schicken und an uns nicht? Wenn sie gewollt hätte, dass wir uns keine Sorgen machen, dann hätte sie uns auch Bescheid gesagt.«

»Apropos New York«, hakte ich weiter nach, »warum fährt Stephanie so häufig nach Manhattan?«

»Ich habe nicht gesagt, dass sie oft dort hinfährt«, korrigierte mich ihr Vater, »ich wollte das nur als Beispiel anführen.«

»Sie fährt sogar sehr oft hin«, erwiderte ich. »Meist an den gleichen Wochentagen und zur gleichen Zeit. Als fände dort ein regelmäßiges Treffen statt. Was könnte das sein?«

Die Mailers schienen wieder nicht zu wissen, wovon ich sprach. Trudy Mailer, die begriff, dass sie mich nicht ganz vom Ernst der Lage überzeugt hatten, fragte: »Waren Sie schon in ihrer Wohnung, Captain Rosenberg?«

»Nein, aber ich würde sie mir gern anschauen.«

»Wenn Sie möchten, können wir jetzt zusammen hinfahren. Vielleicht fällt Ihnen ja etwas auf, das wir übersehen haben.«

Ich ging darauf ein, allerdings nur, um mir diesen Fall endgültig aus dem Kopf zu schlagen. Ein Blick in Stephanies Wohnung würde mich überzeugen, dass die Polizei von Orpheia recht hatte: Es gab kein Indiz, das auf ein Verbrechen hinwies. Stephanie konnte nach Los Angeles oder New York reisen, so viel sie wollte. Und was ihre Arbeit beim *Orpheia Chronicle* anging, so erschien es plausibel, dass sie nach ihrer Kündigung die erstbeste Gelegenheit ergriffen hatte und dort auf ihre Chance zum Absprung wartete.

Es war genau 20 Uhr, als wir vor dem Haus in der Bendham Road ankamen. Wir gingen alle drei zu Stephanies Wohnung hinauf. Trudy Mailer reichte mir den Schlüssel, aber als ich aufschließen wollte, ließ er sich nicht drehen. Die Tür war gar nicht mehr abgesperrt. Ich spürte, wie mir das Adrenalin in die Adern schoss: Es war jemand in der Wohnung. Womöglich Stephanie?

Ich drückte vorsichtig die Klinke herunter und machte den Eltern ein Zeichen, sie sollten still sein, dann schob ich langsam die Tür auf, die sich geräuschlos öffnen ließ. Sofort bemerkte ich das Durcheinander im Flur: Irgendwer hatte die Wohnung durchsucht.

»Gehen Sie nach unten«, sagte ich leise. »Gehen Sie zurück zum Auto und warten Sie dort auf mich.«

Dennis Mailer nickte und zog seine Frau mit sich fort. Ich griff nach meiner Waffe, ehe ich mich ein paar Schritte weit in die Wohnung vorwagte. Alles war durchwühlt. Ich begann mit der Inspektion des Wohnzimmers. Die Regale waren umgeworfen worden, die Sofakissen aufgeschlitzt. Verschiedene auf dem Boden verstreute Gegenstände weckten meine Neugier, und so bemerkte ich nicht, dass sich mir jemand von hinten näherte. Erst als ich mich umdrehte, um die anderen Zimmer zu begutachten, sah ich direkt vor mir eine schemenhafte Gestalt, die mir Tränengas ins Gesicht sprühte. Meine Augen brannten, ich bekam keine Luft mehr. Dann erhielt ich einen Schlag.

Und alles um mich herum wurde schwarz.

AB SOFORT BEI IHREM BUCHHÄNDLER!



Auch als Hörbuch
erhältlich:



OSTERWOLDaudio
ISBN 978-3-86952-413-9



Sie wollen wissen, wie es weitergeht?
QR scannen und gratis Reinhören.

GEWINNSPIEL!

Mitmachen und eine Reise an die
Ostküste der USA gewinnen!



Beantworten Sie unsere Gewinnspielfrage
und gewinnen Sie eine 14-tägige Reise an die
Ostküste der USA für 2 Personen.

Weitere Informationen zu den
Teilnahmebedingungen unter:
www.piper.de/dicker-gewinnspiel

Teilnahmeschluss ist der 01.05.2019

piper.de   

PIPER

So vielseitig wie unsere Leser.